















[Nachdruck verboten.]

## Auf der Höhe des Jahrhunderts.

15] Roman von Gregor Samarow.

„Wie schön ist das Leben,“ dachte er, „und wie hart ist es über den Reiz des Daseins nicht in freier und sicherer Herrschaft gebieten zu können und wie ein unerbittliches Gespenst den Augenblick herannahen zu sehen, an welchem all' dieser Duft, dieses Licht und diese Wärme versinken sollen in Armuth und Entbehrung. Nein, nein, dieses Dasein in peinvoller Angst und Sorge muß ein Ende nehmen — versinken kann nur der, dem der Muth und der starke Wille fehlt. Was bedeutet die Kette, die ich auf mich nehmen muß, um mein Herz leicht und frei zu machen, mir wird sie keine Fessel sein, sie wird den Anker halten im festen Grund eines menschenwürdigen Lebens, und ich werde dann erst wirklich leben, die Welt beherrschend, der ich jetzt ichu mich beugen muß.“

Maritana trat ein.

Sie trug ein weites Hauskleid von dunkelblauer Seide, von einer Gürtelschnur zusammengehalten, mit weiten Ärmeln; ihr gelöstes Haar war durch ein feines Netz von Goldfäden umponnen, sie war schön wie eine eben erschlossene Rose.

Mit lieblichem Lächeln und feucht schimmernden Augen trat sie zu Holberg heran, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief, zu ihm aufblickend:

„Jetzt ist die Welt, die uns eben noch umfluthete und umtraufte, nicht mehr da, wir gehören uns allein wie auf einsamer Insel, umwoget von dem Meer unserer Liebe, die unendlich ist wie der Ozean. Nicht wahr, mein Geliebter — es wäre thöricht, um die Zukunft zu sorgen, wirst Du mich nicht immer lieben, immer, so lange unsere Herzen schlagen?“

„Immer, meine Maritana!“ erwiderte er, sich zu ihr herabbeugend und ihre schwellenden Lippen küßend.

Einen Augenblick ruhte sie so in seinem Arm, dann führte sie ihn zu dem Tisch, rückte einen Sessel für ihn heran und begann so mit annuthiger Geschäftigkeit den Thee zu bereiten, daß er seine entzückten Blicke gar nicht von ihr abwenden konnte.

## 5.

Die Trompeten schmetterten durch die Hauptstraße der Provinzialstadt, in welcher Meinhardt's Regiment in Garnison lag. Die Dragoner fehrten von der Feldübungsübung zurück. Eine Anzahl von Knaben verschiedenen Alters zogen im Marschschritt neben der Musik her. Die Vorübergehenden blieben auf dem Trottoir stehen und an den Fenstern erschienen, theils hinter den Fenstern verborgen, Frauenköpfe aus den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, bald junge Damen in eleganten Toiletten, bald auch, wo die Herrschaft nicht zu Hause war, Dienstmädchen in ihren weißen Arbeitsschürzen, und alle diese mehr oder weniger schönen Augen blickten höher, mochten sie sich nun auf die jungen Leutenants, die schmücken Unteroffiziere oder auch nur auf einen der einfachen Dragoner richten.

Die Reiter und Pferde waren bei dem frischen, durch einen nächtlichen Regen abgekühlten Herbstwetter fast staubfrei geblieben und das Regiment machte mit seinen schraubenden Pferden, seinen blinkenden und klirrenden Waffen einen außerordentlich schönen und kriegerischen Eindruck.

In dem Wohnzimmer des ersten Stockes des von dem Amtsgerichtsrath Müller bewohnten Hauses saß die Frau des Amtsgerichtsraths, eine etwas fränklich aussehende ältere Dame, auf ihrem Lehnstuhl mit einer Handarbeit beschäftigt und neben ihr ihre achtzehnjährige Tochter Bertha mit einer weißen Stickerei in der Hand.

Die Amtsgerichtsräthin war einfach, fast etwas altfränklich gekleidet. Ihr schmales Gesicht hatte feine Züge und einen sanften freundlichen Ausdruck. Man sah ihr, trotz ihres ergrauenden Haares, das, einfach gescheitelt, von einer weißen Spitzenhaube bedeckt war, an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mußte, und ihre großen blauen Augen zeigten noch, wenn sie lebhaft sprach, einen milden sympathisch berührenden Glanz.

Ihre Tochter sah ihr ähnlich. Nur war die schlaffe zierliche Gestalt und ihr zartes Gesicht mit den großen, dunkelblauen Augen von dem ganzen annuthigen Reiz der Jugend umflössen; aus ihren Widen strahlte ein wie aus geheimnißvollen Tiefen hervorquillendes Feuer. Ihre frischen Lippen lächelten dem aufblühenden Leben entgegen und auf ihren Wangen ruhte der zarte Schmelz einer eben erschlossenen Rosenblüthe. Sie trug, wie die Mutter, ein einfaches Hauskleid, aber sie hatte daselbe mit geschmackvoller Diskretion der herrschenden Mode angepaßt und eine blaue Bandschleife in den reichen Fledten des aschblonden Haares zeigte, daß sie mit der harmlosen Koketterie der Jugend ihre Erscheinung so vortheilhaft als möglich zu machen bestrebt war.

„Der Affessor Rottmann,“ sagte die Amtsgerichtsräthin, indem sie einen flüchtigen forschenden Blick auf ihre Tochter warf, „ist doch ein ganz vortrefflicher junger Mann, so aufmerksam und lebenswürdig, und dabei soll er, wie der Vater sagt, ja ein ganz ausgezeichnete Arbeiter sein, der gewiß eine gute Karriere machen wird.“

Bertha lachte.

„Ich gönne ihm von Herzen, daß er einmal Landgerichtsrath oder gar Appellationsgerichtspräsident wird, und verdienen wird er das ja gewiß, wenn der Papa es meint, der immer so scharfe Anforderungen an die jungen Herren stellt; aber ein rechtes Verständniß habe ich für alle diese Eigenschaften nicht. Ich muß offen gestehen, dieser gute Rottmann ist wirklich ein wenig langweilig. Wenn ich mit ihm tanze, so kommt's mir immer vor, als ob er mit Mühe jedes Wort hervorlucht, um nur die Unterhaltung nothdürftig weiter zu führen, und das macht mich dann selbst so unsicher und verlegen, daß ich immer Gott danke, wenn der Tanz zu Ende ist.“

„Das kann ich nicht finden,“ sagte die Amtsgerichtsräthin, „ich unterhalte mich immer vortrefflich mit ihm, er hat viel gelesen und interessiert sich für Alles, und das findet man oft nicht bei den jungen Juristen, die so leicht dahin kommen, sich ganz in die Grenzen ihres Berufes einzukugeln.“

„Das habe ich nicht bemerkt,“ erwiderte Bertha ein wenig spöttlich, „mir hat er neulich einen Rechtsfall erzählt, den ich sehr wenig verstand und der mir auch sehr gleichgültig war, so interessant er auch für einen Juristen sein mochte.“

„Vielleicht,“ sagte die Amtsgerichtsräthin, „hast Du es nicht verstanden, auf andere Gegenstände mit ihm einzugehen, das ist sehr thöricht und auch unrecht; eine Unterhaltung mit einem ernstlichen Manne ist lehrreich und bildend für ein junges Mädchen und jedenfalls mehr werth, als das inhaltlose Geschwätz unserer jungen Mobeherren.“

„Mag sein, Mama,“ erwiderte Bertha, „aber Du wirst es wohl natürlich finden, daß Du ugd gar der Papa von einer Unterhaltung etwas Anderes verlangen, als ich — mehr oder vielleicht auch weniger, wie man's nehmen will, und wenn ich in einer Gesellschaft bin, um vergnügt zu sein, so habe ich nicht zu große Lust, mich belehren zu lassen.“

„Kind, Kind, das ist ein Leichtsin, mit dem man nicht durchs Leben kommt und den Du ablegen muß. — Die ernstlichen Männer sind die einzigen, die uns einen festen Halt bieten können und unserem Leben seinen wahren und dauernden Werth zu geben vermögen —“

So weit waren die Damen in ihrem Gespräch gekommen, als die Trompeten von der Straße heraufklangen. Bertha hatte die letzten Worte ihrer Mutter kaum gehört. Eine flüchtige Röthe überzog ihre Wangen.

„Ah“ rief sie aufspringend, „da kommen die Dragoner zurück, wie schön klingt die Musik, wie herrlich muß es sein, so bei Trompetenklang in die freie Natur hinauszureiten! O wenn ich ein Mann wäre, ein Soldat möchte ich sein und nichts Anderes! Sieh doch, da kommen sie schon — wie pächtig das aussieht!“

Sie war an das Fenster geeilt und zog ein wenig den Vorhang zurück, um auf die Straße hinunter zu blicken.

Die Amtsgerichtsräthin schüttelte leise seufzend den Kopf und schien durchaus nicht so viel Interesse wie ihre Tochter an dem vorüberziehenden Regiment zu nehmen.

Sie blickte nur flüchtig einen Augenblick durch das Fenster, in dessen Nähe ihr Lehnsstuhl stand, hinaus und neigte dann den Kopf wieder auf ihre Arbeit.

Bertha stand an ihrem Fenster und hätten die Trompeten nicht so laut geschmettert, so hätte man im stillen Zimmer die Schläge ihres Herzens hören können.

Die waffenglänzenden Reiter zogen vorbei.

Meinhard von Holberg ritt neben seinem Zug.

Schon von weither hatten sich seine Blicke auf das Fenster des Müller'schen Hauses gerichtet und freudig bligten seine Augen, als er Bertha dort oben erkannte.

Als er vorbeiritt, grüßte er, den Säbel senkend, hinauf und ließ sein Pferd leicht kourbettiren.

Bertha neigte den Kopf dem schönen und eleganten Reiter zu und er richtete sich noch stolzer im Sattel auf, als er ihr glückliches Lächeln und ihre erröthenden Wangen bemerkte.

Noch einmal wendete sich Meinhard, rückwärts blickend, um. Sie sah wie träumend dem glänzenden Zuge nach, bis derselbe am Ende der Straße verschwunden war.

Dann wendete sie sich wieder in das Zimmer zurück.

„Das sieht Alles sehr schön aus“ — sagte ihre Mutter, „vortreffliche Länger mögen die Herren Offiziere wohl sein und es auch verstehen, eine leichte Ballunterhaltung zu führen, aber einen festen Boden für das Leben können sie nicht bieten, selbst wenn sie ernster dächten und fühlten, sie selbst hängen ja von dem unsicher schwankenden Schicksal ab und sind ihrer eigenen Zukunft nicht Herren.“

Bertha seufzte noch tiefer. Dann aber bligten ihre Augen auf und lebhaft rief sie:

„Freilich ist es furchtbar, zu denken, Mama, daß eine feindliche Kugel einem jungen hoffnungsvollen Leben ein plötzliches Ende machen kann, aber ist es nicht ein herrlicher großer Beruf, sein Leben einzusetzen für die Vertheidigung des Vaterlandes, herrlicher und größer als in ruhiger Sicherheit bei gleichförmigem Tagewerk an Seele und Geist zu ermuntern?“

„Ich hoffe, Du wirst anders denken lernen,“ sagte die Amtsgerichtsräthin, „eigentlich solltest Du schon über das Alter hinaus sein, in welchem ein bunter Rock, blitzende Waffen und helle Hörnerklänge die Sinne befangen halten. Denke darüber nach, was ich Dir gesagt habe, Du wirst, das hoffe ich zu Gott, einsehen lernen, daß es die Wahrheit ist. Doch jetzt muß ich einen Gang machen, ich habe einige Einkäufe zu besorgen, achte auf die Küche, daß nichts anbrennt, Du weißt, daß der Vater empfindlich ist, wenn er ermüdet von seiner Arbeit nach Hause kommt und sein Mittagessen nicht ohne Tadel findet.“

Sie ging hinaus und bald klorrte die Thür des Vorplatzes, Bertha war auf ihren Stuhl niedergefunken und blickte träumend vor sich nieder.

„Für die Küche und das Haus sorgen“, jagte sie, „wie schön müßte das sein, wenn man Jemand erwartet, dem das Herz entgegen schlägt und der nach ermüdender Anstrengung Erquickung sucht von liebender Hand im freundlichen Heim, aber wie ermüdend, wie erdrückend, wenn diese Sorge nur eine kalte Pflicht ist, das starre Gebot eines gleichgültigen Tageswerks.“

Wieder sank sie in tiefes Sinnen.

„Was hatte die Mutter nur mit Rottmann,“ flüsternte sie. „Sie sprach so ernst und nachdrücklich, sie sah mich so forschend an — o mein Gott, es wäre entsetzlich, wenn ihre Worte eine besondere Bedeutung gehabt hätten! — Nein, das wäre unmöglich, das würde ich nicht ertragen. Wenn man den armen Vogel in einen Käfig sperrt, kann ihm das sichere Futter den freien Flug durch die sonnenhelle Luft ersetzen, kann ihn die

dumpe Gefangenschaft das lichte Frühlingsglück vergessen lassen?“

Ihr Gesicht verfinsterte sich.

„Habe ich denn solches Glück?“ jagte sie traurig. „Sehe ich es nicht nur von ferne wie einen flüchtig vorüberziehenden, vielleicht einen thörichten Traum?“

Sie senkte tief aufseufzend den Kopf nieder, ihre Augen füllten sich mit Thränen und leise weinend bedeckte sie das Gesicht mit den Händen.

Dann sprang sie auf.

„Fort,“ rief sie, „zum Kampf, mit den Sorgen ist es Zeit, wenn das Unglück wirklich naht, bis jetzt laßt mir ja noch das Frühlingsglück, und ich will mich seiner freuen wie der Vogel in den grünen Zweigen, der ja auch nicht daran denkt, das vielleicht bald der Käfig sich für ihn öffnet, in dem er sein armes Leben vertrauern muß!“

Sie ging hinaus.

Sie sah in der Küche nach, ob nichts veräuimt sei, wie es sie sorgsam die Mutter gelehrt und ob Alles in der richtigen Ordnung vorbereitet sei für den Tisch, wie der Vater es verlangte und gewohnt war.

Die Amtsgerichtsräthin hätte zufrieden sein müssen, wenn sie gesehen hätte, wie geschickt und achtam ihre Tochter das Alles besorgte. Als Bertha eben, nachdem sie ihre häuslichen Pflichten erfüllt, in den Salon zurückkehren wollte, wurde die Glocke der Thür gezogen. Sie öffnete selbst, da die Dienstboten beschäftigt waren und sie die Heimkehr der Mutter vermuthete.

Der Lieutenant von Holberg stand vor ihr.

Erschrocken und zitternd trat sie zurück. Auch er schien befangen, und einen Augenblick standen sich Beide schweigend gegenüber.

Schnell aber faßte er sich und trat, den Helm abnehmend, in den inneren Flur.

„Ich wollte mir erlauben,“ sagte er, „Ihrer Frau Mutter meine Aufwartung zu machen, und hoffe, daß ich nicht zu un-rechter Zeit komme.“

„Mama ist ausgegangen,“ erwiderte Bertha, „aber,“ fügte sie zögernd hinzu, „sie wird wohl wieder nach Hause kommen —, und wenn Sie ihre Rückkehr erwarten wollen, Herr von Holberg —?“

Sie stockte, indem sie, langsam zurücktretend, die Thür des Wohnzimmers halb öffnete.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

## Die kleine Charis.

Griechische Novelle von Thuro.

Eucharis Nodini, die „kleine Charis“ wie sie alle Leute nannten, war fünfzehn Jahre alt, vielleicht auch sechzehn, genau wußte sie es selbst nicht. Eben so wenig wußte es ihre Mutter, die Wittwe des ärmsten Fischers in einem der kleinsten Dörfer von Attika, das an der Bucht von Salamis, nicht weit von Eleusina, dem alten Eleusis, gelegen war. Charis hatte die goldenen Haare der blonden Ceres. Ihre großen Augen schienen das wunderbare Blau des tiefen Saronischen Meeres wiederzustrahlen. Seit ihrer frühesten Kindheit durchstreiften ihre nackten Füße den Sand des Ufers oder die Pfade der benachbarten Felder und Wälder, und dieser Aufenthalt in der frischen Luft hatte noch das seine dazu beigetragen, die biegsame Grazie ihrer Erscheinung zu erhöhen.

Am den Festtagen und auch, wenn Reisende oder fremde Marineoffiziere ins Dorf kamen, setzte ihre Mutter ihr eine Haube auf den Kopf, auf der ihre ganze Mitgift, Münze für Münze festgenäht war. Diese Mitgift war recht gering, doch das kummerte die kleine Charis wenig, der die häßliche Haube noch sehr schwer vorkam. Wenn einer der Fremden, der den wirklichen Zweck dieser Ausstellung ahnte, ihr etwas Geld, eine Drachme, einen Piafter oder eine Lepta schenkte, so lachte sie wohl ein wenig, brachte das Geschenk aber immer ohne besonderes Vergnügen nach Hause.

Die Einwohner des Dorfes waren stolz darauf, einem Orte anzugehören, der einst das Gebiet der klassischen Eleusis gebildet hatte; sie kannten das Alter des Ceresstempels vielleicht besser als sie ihr eigenes oder das ihrer Kinder kannten. Doch die kleine Charis dachte nicht an die heroischen Zeiten und an die

eleusinischen Mystereien; sie hatte auf der Welt außer ihrer Mutter nur noch Theodoros lieb, und sie war stolz auf ihren einzigen Freund.

Theodoros war ein Brigant mit glänzenden schwarzen Augen, der auf der Welt nichts weiter besaß, als die Luft des Himmels, das Wasser der Brunnen und die Freiheit auf den Bergen. Mit diesem Vermögen war er der Theilhaber einer Bande geworden, die die Landstraßen im Osten und Westen von Athen umficher machte. Er trug den hochgedrehten Schnurrbart, die große, rothe, fed auf einer Seite stehende Mütze, eine blaue Jacke dazu, das weiße, griechische Hemd, hohe Samaschen und um die Hüften einen Gürtel, der eine wahre Waffenkammer war. Er zählte höchstens zwanzig Jahre und war im übrigen, von seinem Räuberhandwerk abgesehen, ein guter Burfsche.

Theodoros war in demselben Dorfe geboren wie die kleine Charis und war dort von allen Bewohner gefannt und beschützt. Denn der griechische Landmann ist fast immer, theils aus nationalem Temperament, ein wenig wohl auch aus Furcht, der Helfershelfer der Banditen, die denn auch, wenn sie lange Zeit keinen guten Fang gemacht haben, auf seine Kosten leben und ihn, wenn er sie verräth, ihre grausame Rache fühlen lassen. Theodoros also war der kleinen Charis Freund. Noch vor nicht zu langer Zeit hatte er bunte Muscheln mit ihr am Ufer aufgesammelt und ihr geholfen, ihre Herde auf die Berge und in die Wälder zu treiben. Später war er bei jeder Gelegenheit ihr Beschützer. Er nannte sie, wie alle Welt sie nannte, doch er sagte: „meine kleine Charis.“ Und das kleine Mädchen vertraute ihm blindlings und vergötterte ihn.

Als sein Schnurrbart stark genug war, trat Theodoros stolz unter das Kommando des nächsten Hadji-Petros (Räuberhauptmann), was sie durchaus in der Ordnung fand; denn er war Mann, und das schönste Vorrecht des Mannes ist, sich zu schlagen und seine Kraft und Gewandtheit zu erproben. Uebrigens waren der Eremit, dessen Einsiedelei auf dem Abhange des nächsten Hügels stand, und die Priester von Eleusina viel zu klug, von den Briganten schlecht zu sprechen oder gar das Banditenhandwerk zu verfluchen.

In gewissen Zeitabständen pflegte Theodoros vorübergehend in seinem Heimatsdorfe zu erscheinen, und Charis sah ihn dann hier oder auch oben auf dem Berge, der noch immer ihr Lieblingsaufenthalt war.

\* \* \*

Eines Tages verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, der König hätte beschlossen, energisch und ernsthaft gegen das Räuberwesen vorzugehen, und es waren in der That schon mehrere Räuberbanden zerprengt und verfolgt worden. Ob die Bauern und Fischer diese Nachricht mit Vergnügen aufnahmen und ob sie die Stratioten (Soldaten) den Banditen oder die Banditen den Stratioten vorzogen, muß eine ungelöste Frage bleiben. Jedenfalls ward Theodoros seitdem nicht mehr gesehen, die Bande, der er angehörte, hatte sich vermuthlich nach Norden zurückgezogen, und die kleine Charis mochte noch so häufig die Berge und Wälder durchstreifen und die ihr bekannten Schlupflöcher der Banditen aussuchen; sie fand keine Spur mehr von ihrem Freunde. Eines Morgens jedoch, als man schon seit einiger Zeit weder Banditen noch Stratioten mehr in der Gegend getroffen hatte, sah sie ihn auf einer steilen Höhe am Fuße eines Felsens stehen und schickte sich schleunigst an, dort hinauf zu klettern. Der Hauptmann der Bande hatte auf die Nachricht, daß die Soldaten in ihre Kasernen zurückgekehrt seien, seine Leute wieder in den Wald geführt, um von hier aus einen Handstreich auszuführen, was nach dem langen Belagerungsstand dringend erforderlich schien. Doch nahm er sich diesmal mehr in Acht, als gewöhnlich, denn er traute den Meldungen, die er erhalten hatte, nicht so recht. Theodoros und ein Kamerad waren, etwa hundert Schritt von einander entfernt, auf Vorposten gestellt worden, so daß jeder von ihnen eine der beiden Richtungen übersehen konnte, aus denen man die Soldaten erwarten durfte. Der Kamerad, ein gebierter, alter Bandit, hatte sich aus Baumzweigen ein sicheres Versteck hergestellt und wartete dort sitzend mit philosophischer Ruhe das Ende seiner Wache ab. Theodoros, der schon von Haus aus kein Träumer war, besaß noch nicht die Geduld und ebenso wenig die Umsicht, die nur die Erfahrung des Räuberhandwerks verleiht. Ihn veranlaßte nach Kampf, Thätigkeit, und da er gezwungen war, unweiglich zu verharren, so wollte er wenigstens stehend der Gefahr ins Auge schauen. Auf sein langes Gewehr gestützt, ließ er seine scharfen Augen unablässig über die Täume und Felsen schweifen, zwischen denen der Weg nach dem Piräus sich hin-

schlangelte, gleich als müßte sein Blick die Kraft besitzen, einen Feind herbeizulocken. Nüchlich vernahm er eine wohlbekannte, helle Stimme, die von unten zu ihm herauf schrie: „Nimm Dich in Acht, Theodoros!“ Und einen Augenblick später tauchte plötzlich die kleine Charis auf und stürzte sich in seine Arme, während hinter ihr her in Zwischenräumen von zwei Sekunden zwei Schüsse knallten.

„Was ist das — was hast Du, meine kleine Charis, was ist geschehen?“ rief Theodoros, sich bestürzt umblickend. Das Kind erwiderte nichts; aber der andere Bandit schwenkte sein Gewehr über dem Haupte und rief aus: „Hurrah, ich hab' ihn getödtet!“

„Wen denn?“ fragte Theodoros erstaunt.  
„Nun, den Stratioten, der auf Dich geschossen hat.“  
„Auf mich?“ wiederholte Theodoros, und jetzt begriff er endlich.

Er heftete einen zärtlichen Blick auf die kleine Charis, die noch immer an seinem Halse hing, und die er mit dem linken Arme stütze; unter ihrer weißen Jacke, auf dem Leinwandhemde, kam ein rother Streifen zum Vorschein.

Hastig lehnte Theodoros sein Gewehr an den Felsen und sah mit Entsetzen, daß eine Kugel in die Brust des Kindes gedrungen war.

„Heilige Jungfrau,“ murmelte er verflocht.  
„Arme kleine Charis.“

Trodem verlor er den Kopf nicht, riß einen Streifen von seiner Blause und fing dann an, die Wunde zu verbinden. Während er dieses Samariterwerk mit mehr gutem Willen als Gewandtheit vollführte, ging beim Standplatze seines Kameraden ein heftiges Gemehrfeuer los; die Banditen und die Stratioten waren dort handgemein geworden. Einen Augenblick schwankte Theodoros heftig, ob er seine Kameraden jetzt in der Stunde des Kampfes im Stich lassen oder die kleine Charis, die ihr Leben für ihn geopfert hatte, einem ungewissen Schicksal preisgeben solle. Aber das Mitleid trug den Sieg davon, und vielleicht noch etwas mehr als Mitleid. Er warf rasch sein Gewehr über die Schulter, nahm die kleine Charis, die noch immer in Ohnmacht lag, sanft auf beide Arme und eilte mit ihr, so schnell er es vermochte, zum Meeresstrand hinunter. Er mochte etwa eine halbe Stunde so gegangen sein, als die kleine Charis einen Seufzer ausstieß, die Augen öffnete und mit schwacher Stimme, als erwache sie aus einem Traum, sagte: „Du bist's, Theodoros? Warum trägst Du mich denn auf den Armen? Was ist denn . . .“ Ein heftiger Schmerz in der Seite ließ sie abbrechen. „Wie weh das thut,“ fuhr sie dann fort. „Jetzt erinnere ich mich auch . . . Aber Dir ist nichts geschehen, nicht wahr? Ich bin gerade noch zur rechten Zeit gekommen. Die heilige Jungfrau hat mich erhört.“

„Meine kleine Charis, meine liebe kleine, brave Charis,“ murmelte Theodoros tief bewegt.

„Ich hatte ihn schon eine Weile beobachtet, den Stratioten,“ fuhr sie mit schwacher Stimme fort, „er kletterte an den Felsen hoch, ohne Dich aus den Augen zu lassen . . . Du konntest ihn von oben nicht sehen . . . Schreien wollt' ich nicht, um ihn nicht aufmerksam zu machen, aber ich hatte soviel Angst . . . daß er schießen würde, ehe ich bei Dir war. Da habe ich denn doch gerufen, und die Mutter Gottes hat mir Flügel verliehen, daß ich eben so schnell zu Dir kommen konnte, wie die Kugel.“

„Meine arme, brave, kleine Charis,“ sagte Theodoros noch einmal, „Du hast Dich für mich tödten lassen.“

Auf ihren Wunsch ließ er sie zur Erde gleiten, damit sie selbst gehen könne. Doch beim ersten Schritt, den sie machen wollte, ward der Schmerz von ihrer Wunde wieder so heftig, daß ihr ein Bebelaut entchlüpfte.

„Es thut mir doch zu weh,“ sagte sie wie entschuldigend, „wir wollen uns setzen, ich werde mich auf Dich stützen, bis Du Dich ausgeruht hast.“ Und als er sie, so gut er konnte, mit unendlicher Vorsicht hingeseßt hatte, fuhr sie mit immer schwächer werdender Stimme fort: „Warum sagtest Du denn, ich hätte mich eben tödten lassen? . . . Ich bin ja nicht todt; wir sind nicht im Himmel, wenn ich mich auch jetzt gerade so wohl fühle . . . In einer halben Stunde, nicht wahr, wenn Du nicht mehr so müde bist, trägst Du mich vollends ins Dorf, und meine Mutter und der gute Patros (Arzt) machen mich wieder ganz gesund.“

„Ja,“ sagte Theodoros, der angesichts dieses naiven Vertrauens selbst wieder zu hoffen begann, „und dann werden wir Beide uns nie mehr verlassen, und Du wirst mit mir in die

vergeffen  
g. „Sehe  
stehenden,  
hre Augen  
e das Ge-  
st es Zeit,  
i noch das  
r Vogel in  
s vielleicht  
mes Leben  
ei, wie es  
r richtigen  
er es ver-  
sen, wenn  
ochter das  
häuslichen  
wurde die  
die Dienst-  
mutter ver-  
schien be-  
schweigend  
abnehmend,  
au Mutter  
nicht zu un-  
er.“ fügte  
ommen —  
von Hol-  
Thür des  
boten,]  
alle Leute  
ehn, genau  
e Mutter,  
ne Dörfer  
weit von  
hatte die  
n Augen  
en Meeres  
reisten ihre  
er benach-  
er frischen  
me Grazie  
er fremde  
hr eine  
Münze für  
ing, doch  
che Haube  
i, der den  
Geld, eine  
achte sie  
ohne be-  
nem Orte  
is gebildet  
ht doch die  
nd an die



Berge kommen und mich immer begleiten. Das verspreche ich Dir, so wahr ich lebe.“

„D.“ sagte sie fast lachend, „Du brauchst garnicht so ernst zu sprechen. Ich habe immer ganz genau gewußt, daß ich später einmal Deine Frau werden würde. Aber weißt Du, wenn Du auf Wache ziehst, dann muß mir der Hauptmann immer erlauben, mit Dir zu gehen, Du bist nicht vorsichtig genug.“ Ihr Gesicht und ihre Stimme veränderten sich immer mehr, ihre Augen glänzten im Fieber. Theodoros wurde von einer unbestimmten Furcht ergriffen.

„So, meine kleine Charis,“ sagte er, „jetzt habe ich mich ausgerückt, wollen wir nun weiter gehen? Je früher Du bei Deiner Mutter bist, desto besser ist es.“

Sie nickte ein stimmtes „Ja“, und er nahm sie ganz leicht wieder auf. Doch als sie die Arme ihm um den Hals legen wollte, stieß sie einen leisen Schrei aus: „Heilige Mutter Gottes!“ Dann fielen ihr die Arme schlaff am Körper nieder.

Theodoros begwang das Schluchzen, das ihn zu ersticken drohte, und machte sich wieder auf den Weg. Nun bedurfte die arme kleine Charis des Segens der Priester nicht mehr und auch nicht der Wissenschaft des klugen Doktors, sondern nur noch der Gebete des guten, alten Einsiedlers.

Nun ruht die kleine Charis auf dem engen Kirchhofe unter einem grünen, von Fichten beschatteten Hügel, auf dem ein schlichtes griechisches Marmorkreuz emporragt.

Das Marmorkreuz hat Theodoros von dem Erlös seines letzten Beuteanteils gekauft; die Fichten hat er aus dem Wald herbeigeschleppt und sie rings um das Grab herum eingepflanzt, wo sie jetzt mächtig wachsen und gedeihen.

So lange die Mutter am Leben war, hat sie jeden Tag auf dem kleinen Grabe ihr Gebet verrichtet, sonst ist Niemand je dort hingekommen.

Seitdem hat man Attila allmählich von den Räuberbanden gereinigt, die es unsicher machten, und Theodoros ist niemals wieder in seinem Dorfe erschienen. Was mag aus ihm geworden sein? Hat man ihn bei irgend einer Razzia getödtet? Setzt er in den Bergen sein gefährliches Handwerk fort? — Wo er auch sein und weilen mag, ob in dieser oder in jener Welt, die treue Seele der kleinen Charis ist stets bei ihm und verläßt ihn nicht.

## Allelei.

Die Pest hält in Bombay die Gemüther noch immer in englischer Spannung, obwohl seit Kurzem durchschnittlich 10—15 Todesfälle täglich weniger vorkommen. Es kann dies aber nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß außer den Flüchtenden, welche die Eisenbahn benutzen, täglich 1800—2000, mitunter mehr, Eingeborene in Küstendampfern das Weite suchen und die Stadt kaum die Hälfte ihrer ursprünglichen Einwohnerzahl aufweist. Seit Mitte Februar, so lautet der jüngste der K. Z. zugehende Bericht aus Indien, findet in Kalpan, einer Station der General-India-Peninsular-Eisenbahn, sowie in Balghar, auf der Bombay-Baroda-Central-India-Eisenbahn ärztliche Untersuchung aller von Bombay kommenden Reisenden statt, und jeder nur irgendwie Verdächtige wird an diesen Stationen zur Beobachtung oder zur Unterbringung an die daselbst errichteten Pest-Baracken zurückgehalten. Thatsächlich sind schon eine bedeutende Anzahl Fälle auf diese Weise aufgehalten worden. Die Untersuchung selbst findet wie folgt statt: Die Thüren aller von Bombay kommenden Büge werden eine Station vor den Untersuchungsarten von Beamten abgeschlossen und erst dort in Gegenwart des untersuchenden Arztes geöffnet, der in die Abtheilungen erster und zweiter Klasse eintritt, Puls und Junge prüft und das Abtheil verläßt. Reisende dritter Klasse werden außerhalb der Wagen untersucht. Der Nizam von Hyderabad hat für alle seinen Staat betretenden Reisenden eine 24stündige Beobachtung angeordnet. Andere Vorkaustaten führen zwei- und mehrtägige Beobachtung ein. Daß es aber all' diesen Maßregeln zum Trotz Eingeborene dennoch gelingt, einen mit der Pest behafteten über die Grenze zu bringen, und zwar auf der Eisenbahn, beweist der nachfolgende Fall: Mit dem täglich hier 2<sup>o</sup> abgehenden Postzug flüchtete sich vor einigen Tagen eine Eingeborenen-Familie mit einem Pestkranken. Um ihn der ärztlichen Inspektion zu entziehen, verbarg man den Mann unter der Abtheilbank. Er entging zwar der Untersuchung, aber nicht seinem Schicksal und erlag der Seuche einige Stationen weiter. In Mandala, etwa 3/4 Stunden Eisenbahnfahrt von Bombay, versuchten die übrigen Mitglieder der Familie, mit der Leiche den Zug zu oerlassen, wurden aber an diesem Vorhaben durch den Stationsvorsteher verhindert und hatten mit der Leiche noch etwa 2 1/2 Stunden weiter bis nach Bunah zu reisen, wo die Pest augenblicklich fast ebenso stark wie hier wüthete.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto L. Heile, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Dort nahm man ihnen die Leiche ab und sie selbst wurden nach einer gründlichen Untersuchung und Desinfektion freigegeben. Seit gestern werden nur noch Wagen 1. und 2. Klasse von hier abgelassen, um dem Flükchen der Eingeborenen, zum wenigstens der ärmeren Klassen, ein Ziel zu setzen. Wer den sparsamen oder, besser gesagt, knauserigen Indier kennt, weiß, daß die Maßregel vortrefflich ist; hat er doch in der 2. Klasse beinahe das Dreifache der 3. Klasse zu entrichten. Die indische Regierung geht jetzt, leider so unendlich spät, wahrscheinlich in Folge einer stärkeren Aufforderung von England aus, schärfer vor. Der Gouverneur Lord Sandhurst richtete ein Schreiben an den Präsidenten des Magistrats, um ihn aufzufordern, alle nur möglichen Mittel zur baldigen Unterdrückung der Krankheit zu ergreifen. Noch täglich werden Wohnungen abgetragen.

**Englischer Heirathsmarkt.** Die Engländer haben eine neue Richtung für die Bethätigung ihrer Menschenfreundlichkeit entdeckt. Sie wollen auf den Heirathsmarkt Einfluß nehmen. Wir haben vor einiger Zeit gemeldet, daß in London eine Art Heirathsbüro begründet werden sollte. Nunmehr erfahren wir Genaueres über die Umstände, wie man zur Begründung dieses Klubs gelangte. Der Herausgeber einer großen Zeitschrift in London sendete eines Tages eine Wita-arbeiterin, ein hübsches, junges Mädchen, zu einer Heiraths-Agentur. Sie zahlte die Tage und ließ sich mit Ehelandsdaten in Verbindung setzen. Ein Gleiches geschah mit einem jungen Redakteur. Die große Post wurde nun von dem Herausgeber gelesen und studirt. Man staunte über die überwiegende Zahl der Briefe, aus welchen die ehrlichste Sehnsucht nach Heirath und nicht nach Abenteuer oder Geldgier sprach. Das Resultat dieser Enquete wurde veröffentlicht: nun nahm die Zeitschrift Woman at home die Sache in die Hand. Es wurde untersucht, welche Gesellschaftsstände es sei, die den jungen Leuten keine anständige Gelegenheit gebe, sich kennen zu lernen, und man fand, daß es nur solche Leute waren, welche nicht von der Handarbeit leben und andererseits nicht leicht in die große Welt kommen. Eine von der Woman at home vorgenommene Untersuchung der Tagebücher von Bürgerstüchtern ergab, daß stets die Klage wiederkehrte, man sei so einsam und werde wohl nie so glücklich sein, einen Engländer anstatt mit Sir mit Harry, Dick, Tom, Bob anzusprechen zu dürfen. Die Engländer haben etwas auf ihre Nation. Die Schicksale der Ehelosen gingen ihnen nahe, und man gab reichlich Geld her, damit irgend etwas unternommen werde. Heirathsbureau mit unergeltlicher Dienstleistung halfen nichts, weil kein wohlgestittetes Mädchen dazu zu haben war, ihre Verzüge im Protokoll anzupreisen oder ihre Photographie auflegen zu lassen. Nun werden Klubs gegründet, welche von angesehenen Personen patronisirt werden und über die aufzunehmenden Mitglieder genaue Recherchen einholen. Die Klubmitglieder werden zu gemeinsamen Unterhaltungen, Ausflügen, Bällen dirigirt, um dort vollzieht sich das Wittere von selbst. — Glückliches Aldion, das für derartige Dinge Geld hat.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Das April-Heft von **Weiermanns Illustrirten Deutschen Monatsheften**, zeitig zum großen Festtage des 22. März erschienen, widmet an erster Stelle dem heimgegangenen, unvergesslichen Heidenkaiser Wilhelm I. „Ein Gedenkbild zu seinem hundertsten Geburtstage.“ Dem begeisterten und begeistert geschriebenen Aufsatze von Georg Stamer ist ein vorzüglich gelungenes Portrait vorangestellt, während in einer Titelvignette die Reiterfigur des Kaisers vom Nationaldenkmal an der Berliner Schlossfreiheit zur Anschauung gebracht wird. Von den anderen Beiträgen seien genannt die neueste Erzählung von Ernst Wichert „Herrenmoral“ und eine ergreifende Geschichte von Ilse Frapan: „Sie.“ Von dem kunsthistorischen Essay „Tizians Leben und Schaffen“ von F. S. Meißner liegt der erste Theil vor. Sieben Abbildungen, Reproduktionen nach Meißnerwerken des großen Venetianers, sind der geistvollen Arbeit beigegeben. Conrad Zhummeles Aufsatz „Deutsche Kultur in der Vorstellung der moslimisch-südlavischen Volks-Epikendichtung“ dürfte augenblicklich besonders Interesse erregen, während eine andere, illustrierte Abhandlung von M. Grundschötel: „Mittenwald und seine Gegenwärtiger“ uns wieder in die deutsche Heimath zurückführt. „Charakterköpfe aus dem siebzehnten Jahrhundert“ betitelt Luise Hagen eine eigenartig fesselnde Studie. „Die großen Fernrohre der Neuzeit“ behandelt der bekannte Astronom Hermann F. Klein in einem reichillustrirten Aufsatz. Für Eltern aller Stände beherzigenwerthe Mahnungen enthält Karl Mutkeffus' „Kinderpiel und Kinderpielzeug.“ „Streifblicke über die neuere deutsche Novellistik“ benennt Friedrich Spielhagen eine geistvolle und gedankenreiche literarhistorische Abhandlung, in welcher sich der gefeierte Dichter zu echt produktiver Kritik im Sinne Lessings erhebt. Literarische Notizen und kurze Mittheilungen über die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes beschließen wie gewöhnlich das in jeder Weise reich und gediegen ausgestattete Heft.

79.

Auf

15) „M über den gebieten Augenbl dieses L Entbehr Sorge der Mu die ich machen, im festel dann er mich her Ma Sie jon eine ihr gelö pponnen. Wi sie zu rief, zu „o orauße, Iniel, wie der um die immer. „Z beugend Ein sie ihn gann daß er konnte. Die vnzialste Die D Anzahl neben t Trottoir Fenstern der Gef auch, w ihren n schönen Lieutenan der einp Die nächstlich und da seinen K schönen In gerichts gericht: ihrem L ihre ach in der S